

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Der Mann, der jetzt im Schlitten durch die nordische Winternacht nach seinem Gute fuhr, lächelte. Der Frost war stark, die Gänge dampften, aus dem Walde bellten manchmal hungrig die Füchse.

Und er, er dachte jetzt an das heiße, herauschende Leben in Paris, an weiße Schultern und leuchtende Augen, an Tücher, die seinen Jähwis gestraft, an rote Lippen, die im großen Kreise in konventioneller Zurückhaltung mit ihm geplaudert und nachher ihn verschwiegen geküßt hatten, wild und süß und jugendlich. O, er hatte Glück gehabt bei den Frauen. Trotz der starken Einwanderung galt ein junger reicher Pole aus einem der ältesten Adelsgeschlechter noch immer etwas in Frankreich. Und das Unglück des geknechteten Polens rührte die schönsten Damen so, daß sie in Huld und Güte dem Sprossen dieses Landes entgegenkamen.

Er seufzte. Dann starb die Mutter. Er mußte nach Hause. „Ich sehe Sie schon sitzen, lieber Graf,“ hatte die kleine, geschmeidige Gräfin Corignon am letzten Abend gesagt, „tief im Schnee in Ihrer alten Burg, und draußen heulen die Wölfe, und die Wälder narren, und wenn irgend so eine Nachtente schreit, schrecken Sie auf, und es friert Sie bis ins Herz, denn Sie sind fort von Paris und können mir nicht mehr die Hand küssen, und hören die Wölfe statt der Tanzmusik. Sie dauern mich wirklich!“

Wenn es auch nicht gar so schlimm ward, viel besser schien es ihm zuerst wirklich nicht. Er war ein Fremder in der Heimat. So machte er bald, daß er wieder fortkam. Bis schließlich vor drei, vier Jahren der Tod des Vaters ihn ganz heimrief.

Erst da sah Napoleon Rutkowski, wie reich er war. Ob auch der Besitz nicht mehr mit dem zu vergleichen war, den die Familie noch vor hundert Jahren besaßen, es blieb doch genug und übergenug, und kein polnischer Magnat konnte sich mit ihm messen. Mit einer gewissen Rührung konstatierte er vor allem, wie sehr sein Vater gespart hatte. Wofür?

Er sann lange nach. Gerade saß er am Schreibtisch. Da fiel sein Blick auf das Bild des Königs — auf das Bild Stanislaus des Zweiten. Er wurde rot, stutzte und klappte die Bücher zu. Sein erster Entschluß war es gewesen, sofort wieder zurückzukehren nach dem „Herzen der Welt“, nach Paris. Nur einen passenden, tüchtigen Verwalter brauchte er für die Güter. Er sah sich lange vergeblich um. Und langsam gewann während dieser Zeit die Vergangenheit wieder Macht über ihn, das alte Schloß, darin er als Kind gespielt, Stanislaus der Zweite, dessen Krone er hatte haben wollen, die einsame Heimat.

Biel tat dazu der Verkehr mit seinen näheren und ferneren Gutsnachbarn. Die ungeheure Hochachtung, die sie dem berühmten Namen, dem Verwandten ihres letzten Königs, dem Sohne des besten Ritters der heiligen Jungfrau, entgegenbrachten, schmeichelte ihm. Wo er auch hinkam, sein Name brauchte nur genannt zu werden, und es gab keine Kiesel. Allmählich gewöhnte er sich so daran, daß er das für selbstverständlich nahm. Und ob er auch keine Königsträume mehr träumte, wie ein König residierte er auf Muchocin.

So verfiel er seine Abreise immer mehr. Als er schließlich auch den tüchtigen Verwalter gefunden hatte, wollte er erst sehen, ob auch die Dinge richtig in Gang kamen und er sich auf den neuen Mann verlassen könne.

Und weiter: auch Bartel Juchod, der ihn bisher stets begleitet hatte, verzog in Todesangst das Gesicht, wenn er nur von Paris hörte.

„Se, Alex, warum willst du nicht mit?“ hatte er ihn eines Tages gefragt. „Werden die Beine steif?“

Das kränkte den treuen Bartel. „Guer Gnaden,“ sagte er, „wenn es sein muß, will ich mich von Muchocin auf den Weg machen und bis nach Paris laufen.“

„Na also, was ist es denn?“

Da hatte der alte Diener sich kerzengerade aufgerichtet und seinem Herrn starr in die Augen gesehen. „Guer Gnaden, der letzte Graf Rutkowski darf jetzt nicht fort aus Polen. Wir werden, denk' ich, zu tun kriegen, und sind hier nötiger als in Paris.“

Bald darauf brachen in Warschau die ersten Unruhen aus. Das war im Februar 1861. Im Oktober desselben Jahres gab es wiederum blutige Kämpfe. Das Revolutionskomitee in Paris war in vollster Tätigkeit, um den allgemeinen Aufstand vorzubereiten. Als Neffe des Fürsten Adam Czartoryski, der in Paris gleichsam als polnischer Geschäftsträger fungierte, ward Napoleon Rutkowski natürlich herangezogen. So lange die weiße, aristokratische Partei die Führung hatte, hielt er treu zu ihr. Als jedoch die Revolution tatsächlich ausbrach, die Demokraten die „Weißen“ des Berrats beschuldigten, die Gewalt an sich rissen und offen als Ziel des Aufstandes eine freie Republik Polen verkündeten, zog sich Napoleon Rutkowski mit vielen anderen achselzuckend zurück. Er, der täglich das Bild dieses Stanislaus vor Augen hatte, der Königsträume geträumt hatte, der stolz war auf seine Verwandtschaft mit dem letzten König, er wollte nur ein Königreich Polen oder gar keins!

Vielleicht hätte er sich, wie die meisten seiner Landsleute, aber doch nach kurzem Grollen entschlossen, die aufständische Bewegung weiter zu fördern, wenn nicht etwas Großes und Neues dazwischen gekommen wäre, was all diesen Dingen ein verändertes Aussehen gab.

Das war seine erste Begegnung mit Hans Albert von Graßnick und seiner Tochter Hanna. Da der deutsche und polnische Adel untereinander keinen Verkehr pflegte, so

hätte Napoleon Rutkowski Jahre und Jahre auf Muchocin und Strykowo sitzen können, ohne den Baron zu Gesicht zu bekommen, geschweige denn ihn kennen zu lernen. Da trat in Breschen zum Bau eines Kreiskrankenhauses ein zur Hälfte aus den angesehensten Deutschen, zur anderen aus vornehmen Polen bestehendes Komitee zusammen, das ein Wohltätigkeitsfest mit dem üblichen Bazar veranstaltete. Das ging Deutsche und Polen in gleicher Weise an, so konnte sich niemand recht ausschließen.

Hanna von Grafniak verkaufte Zigaretten. Ihr bester Kunde war Graf Napoleon. Er zechte mit dem Vater, er tanzte mit der Tochter. Auf dem Heimwege gähnte er. „Pariser Chic ist es nicht, aber für Breschen und Umgegend, alle Achtung!“

Am nächsten Tage erkundigte er sich, wie den Herrschaften das Fest bekommen sei. Vier Wochen später gestand er sich selbst, daß er in Hanna von Grafniak wahnsinnig verliebt war. Was ihn reizte, das war ihre etwas kühle Schönheit. Er hatte so viele heiße Augen in Paris leuchten sehen, so viel heiße Lippen hatten ihn milde gelüßt. Hanna von Grafniak war ganz anders. Ein befreundeter Pariser Blaneur hatte ihm einst gesagt: „Attention, lieber Graf: Man sollte nur eine Frau heiraten, die einem als Geliebte zu langweilig wäre!“

Fast ging es ihm so mit der deutschen Baroneß. Es war keine wilde, alle Schranken niederreißende, stürmende Leidenschaft, die ihn zu ihr trieb. Die Ruhe ihrer Schönheit war's, die ihm imponierte, die ihn anzog, die ihn langsam immer fester gebunden hatte. Sein Haus war einsam. In Rasgora, wenn Hanna bei der Lampe ihm gegenüber saß, ward ihm wohl zu Mut. Er hatte sich längst entschlossen, sie zu heiraten. Er verschob eine Aussprache mit ihr trotzdem, teils weil noch etwas in ihm sich gegen eine feste Bindung auflehnte, teils weil er sich auch so sicher und behaglich fühlte. Ein anderer Bewerber war nicht da. Und außerdem: Er hieß Graf Napoleon Rutkowski, war Schloßherr auf Muchocin und Strykowo, und aus einer Familie, die mit Königen verwandt war.

Langsam löste der stete Verkehr in der deutschen Familie ihn von der Sache seiner Landsleute. Hier und da hatte ihm einer leise Vorwürfe gemacht, andere über ihn gespottet. Familienväter, die für ihre Tochter auf den reichen Magnaten spekuliert hatten, spielten ihre Enttäuschung aufs nationale Gebiet hinüber. „Napoleon der Deutsche“ nannten sie ihn und zuckten verächtlich die Achseln. Der Graf merkte das wohl. Und ob er sich aus den Beuten selbst nichts machte, es kränkte ihn, daß der alte ungeheure Respekt nicht mehr ungetrübt war. Das beleidigte seinen Stolz. Und trotzig zog er sich noch mehr zurück, erschien selbst auf dem großen Polenball in Posen nicht mehr und zuckte die Achseln, wenn er vom Aufstand hörte.

„Lieber beuge ich mich vor dem preussischen König als vor dem polnischen Mob,“ hatte er einst, als man vorsichtig sondiert hatte, zur Antwort gegeben. Er war immer leicht gereizt.

So standen die Dinge. Da hatte der heutige Abend ihnen von neuem ein verändertes Aussehen gegeben.

Rutkowski widelte sich fester in den Pelz. Abgeschüttelt waren die Bilder der Vergangenheit. Was ihn heute abend so erregt hatte, was ihn jetzt noch erregte, war zweierlei. Einmal, daß es ein simpler Herr von Versen gewagt hatte, ihm in dieser Weise entgegenzutreten, Stolz gegen Stolz, Hohn gegen Hohn, Haß gegen Haß zu stellen! Das war ihm unfaßbar, ihm, der in dieser Gegend gewöhnt war, wie ein kleiner König respektiert zu werden! Und ferner: nicht genug dieser Frechheit, der preussische Leutnant schien auch allen Ernstes Absichten auf Hanna von Grafniak zu haben. Es wäre lächerlich gewesen, wenn die Baroneß sich heute nicht selber auf seine Seite gestellt hätte. Da mußte man diesen Bewerber gar noch ernst nehmen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, als er den Gedanken weiter spann. Wenn Versen ihm zuvorkam, wenn er auf Hanna einredete, wenn er statt seiner die Braut heimführte!

Hanna von Grafniak in den Armen dieses Versen! Napoleon Rutkowski schloß die Augen. Es stimmerte seltsam davor. Nein und tausendmal nein, das durfte nicht geschehen! Jetzt, wo die Möglichkeit da war, daß Hanna ihm verloren gehen könnte, häuente sich alles in ihm auf. Und noch dazu verloren gehen an diesen Schuft! Die ganze Welt sollte sie eher haben als Versen! Diesem einen gönnte er sie nicht, dieser eine sollte sie nie besitzen, so wahr er Rutkowski hieß!

„Ich muß ein Ende machen,“ murmelte er vor sich hin, „je eher, je besser!“ Als wäre die Entscheidung damit besiegelt, atmete er tief auf.

Der Schlitten fuhr jetzt dicht am Walde entlang. Mit scharfem Laut knickten hin und wieder trockene Zweige. Das Bellen der Füchse hatte aufgehört. Plötzlich ein Geräusch: Ein Schatten spannt sich. Wie eine Rahe schwingt er sich auf die Kufe des Schlittens. Und ehe der Graf noch ein Wort sagen kann, ehe die Hand den Revolver ergreift, fliegt ihm ein verschmürtes Päckchen in den Schoß.

„Wir warten, Graf Rutkowski!“

„Halt, oder ich schieße!“

Die Pferde bäumen auf; der Schlitten schwenkt. Den Revolver in der Hand, ist Napoleon aufgesprungen — Nichts!

Im Augenblick war der Schatten im Walde verschwunden. Nur das verschmürte Päckchen beweist, daß es kein Gespenst, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut war.

„Zum Teufel, wer ist da?“ ruft der Graf. Auf gut Glück gibt er Feuer. Der Schuß weckt ein langes, rollendes Echo. Ein kurzes Lachen. „Wir warten, Graf Rutkowski!“

Entschlossen springt Napoleon ab. Den Revolver in der Hand, geht er ein paar Schritte in den Wald hinein.

„Vorwärts wartest du, Freundchen? Auf die Kugel?“

Keine Antwort.

„Versteht du das, Kuba?“ wandte er sich achselzuckend an den Kutscher.

„Nein, Euer Gnaden,“ sagte der Fornal. Er zitterte wie Espenlaub und schlug fortwährend das Kreuz. „Aber meine Großmutter hat erzählt, daß die Wylis*) und das Totengespenst in den Wäldern haufen. Gelobt sei Jesus Christus!“

„Halt' den Mund!“

Er stieg in den Schlitten. Noch einmal rief er laut:

„Wer ist da?“

Die Antwort: „Ein Volk, das um Hilfe ruft. Wir warten, Graf Rutkowski!“

Dann blieb es still. Nicht mal das Reisig knackte.

„Mach, daß du weiterkommst!“

Der Kutscher ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hieb auf die Pferde ein, daß sie wie gejagt dahinschossen. Und dabei betete er und stöhnte leise und sah schon hinüber nach dem Walde. Die Wege sind wirklich nicht mehr sicher in dieser Zeit, dachte Rutkowski. Er lud den Revolver neu und legte ihn auf den Schoß, griffbereit. Dann besah er das verschmürte Päckchen.

„Was wird's sein? Bettelbriefe! Allerdings eine merkwürdige Art, sie zu übergeben!“

Er steckte das Päckchen in die Tasche. Bald schweiften seine Gedanken wieder nach Rasgora hinüber. Und er kam nicht los von dem heutigen Abend, bis der Schlitten mit kurzem Knack vor der Schloßstreppe von Muchocin hielt. Diener eilten herbei, den dampfenden Gängen wurden Dedden übergeworfen.

Der Flur war dunkel. Ein alter Diener mit zwei Lichtern im doppelarmigen Leuchter verneigte sich steif.

„Jemand dagewesen, Bartel?“

„Niemand, Euer Gnaden. Wünschen Euer Gnaden noch zu speisen?“

„Nein.“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Ein Wink, und der Diener ging mit dem Leuchter voran. Im durchwärmten Arbeitszimmer setzte er ihn nieder. Fast unhörbar zündete er mehrere Lampen an. Dann zog er sich zur Tür zurück und erwartete weitere Befehle. Das Zimmer war fast ganz so, wie es schon zu Lebzeiten des alten Grafen gewesen war. Nur etwas prunkvoller vielleicht. Aber die Bilder der polnischen Könige sahen noch ebenso starr herab, über dem Schreibtisch hing das große des zweiten Stanislaus, und manch altes Gewissen war zwischen die einzelnen verteilt.

Mit großen Schritten ging Napoleon im Zimmer auf und ab. Schlafen konnte er nicht nach all der Aufregung, das wußte er.

„Bartel!“

Bartel Bychod hörte. Sein Auge hing an den Mienen seines Herrn.

„Zwei Flaschen, aber aus der Pariser Zeit.“

Nun war er allein. Er reckte die Arme. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Der Diener brachte den Sekt, öffnete eine Flasche, goß ein. Der Graf rührte sich nicht. Dann wandte er sich langsam. Sein

*) Unbolde Geister.

Blid streifte das Gesicht des alten Mannes. Es kam ihm verändert vor. Ueberhaupt mußte Bartel Bchod seit einiger Zeit etwas mit sich herumtragen. Er sah krank aus.

„Fehlt dir etwas, Alter?“

„Nein, Herr!“

„Um, mir schien es so. Es ist gut!“

Bartel Bchod entfernte sich. Durstig riß Napoleon das Kelchglas an die Lippen. Er hatte heute nicht umsonst an das heiße Leben von Paris gedacht. Er dachte auch jetzt einen Augenblick daran, als ihm der Wein durch die Adern rann.

Aber stärker war ein anderes Bild, stärker war der Haß. In Haß und daneben in fast naivem Staunen dachte Napoleon Rutkowski an Versen. Er kam nie über das Eine, Unbegreifliche fort: Woher nahm dieser Leutnant den Mut, ihm so entgegenzutreten, ihn als seinesgleichen zu behandeln? Der wahnsinnige Hochmut, den die Erzählungen des Dieners schon in dem Kinde geweckt hatten, brach mit Allgewalt hervor. Er schlief, so lange alle Welt hier in schuldigem Respekt und untertäniger Ehrfurcht zu dem Sprossen eines Königsgeschlechtes aufsaß. Er ward wach, sobald jemand sich wider ihn erhob. War dieser Versen ihm denn an Namen, Rang, Reichtum, Alter voraus? Stand er nicht in alledem unter ihm? Und trotzdem?

Er sah zu dem Bilde des zweiten Stanislaus empor. Die Lampe beleuchtete es nur schwach. Aber voll traf der Schein den Säbel seines Vaters. Den Säbel, der sich bei Grochow und Ostrolenka in Blut gebadet hatte. Und plötzlich sprang Graf Napoleon auf.

„Unsinn,“ brummte er. Hastig stürzte er ein neues Glas des schäumenden Weines herab.

Wenn er zum Beispiel ein Verwandter des preußischen Königshauses gewesen wäre? Ob der Leutnant da auch so geredet hätte? Er mußte selber lachen.

Also weil er nur ein Pole war. Und das galt nicht.

Er ging auf und ab. Auf dem Tische lag die kurze Reitpeitsche. Spielend nahm er sie auf. Das galt nicht. Und warum?

Ein jäher Schlag der Gerte. „Sieger und Besiegte,“ murmelte er. Das Blut brauste nach seinem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erzengel.

Erzählung von L. N. Tolstoi.
Deutsch von Marie Behmerth.

Am Ufer des Meeres lebte außerhalb der Stadt ein Fischer mit seiner Frau. Er mußte zum Rang aufs Meer. Ein heftiger Sturm trieb die Wogen über sein Boot, und der Fischer ertrank. Gott, der Herr, rief einen Erzengel heran und sagte ihm: „Geh, hole mir die Seele des toten Mannes heraus und bringe mir auch die Seele seiner Frau, die du in der Hütte am Ausgange der Stadt finden wirst.“

Der Erzengel stieg übers Meer, nahm die Seele des ertrunkenen Mannes und schickte sie zu Gott. Dann begab sich der Erzengel nach der Hütte. Dort lag die Frau auf dem Bett, und an ihre Brust schmiegt sich zwei kleine Mädchen, denen sie gerade das Leben gegeben hatte. Die arme Frau schloß die Augen und betete: „Herr, du mein Vater, laß mich die verlassenen Waisen nähren und sie auf die Füße stellen, erbarm dich ihrer!“

Der Erzengel, der am Kopfende des Bettes stand, schaute die Neugeborenen an, ging hinaus, erhob sich in den Himmel und sprach dann zu Gott: „Die Seele des Mannes habe ich aus seinem Körper herausgezogen, als seine Frau, die Wöchnerin, aber um Gnade hat wegen der verwaisten Sänglinge, konnte ich ihr die Seele nicht entreißen.“

„Ohne Vater und Mutter kann man leben, aber nicht ohne die Gnade Gottes; geh und hole die Seele der Wöchnerin.“

Der Engel tat, wie ihm geheißen. Die Frau wurde schwächer, vermochte kaum noch die Sänglinge zu halten und betete fortgeheißt: „Nimm mir nicht die Seele, habe Mitleid mit den Kleinen!“ Weinend nahm der Engel ihre Seele und ließ sie zu Gott aufsteigen. Als er die Hütte verlassen hatte, seufzte er und schickte sich an, in den Himmel zu steigen. Aber er konnte nicht fliegen, seine Flügel senkten sich, und er schloß über sein Vergeben, Gott nicht gleich gehorcht zu haben.

In demselben Ort lebte auch ein alter Schuster mit seiner Frau. Kaum hatte die Alte verstanden, daß der Fischer auf dem Meere ertrunken war, und daß seine Frau Zwillinge geboren hatte, so sagte sie zu ihrem Manne:

„Die armen Waisenkinder! Komm, wir wollen sie besuchen, wer der Eltern nicht gedenkt, an den will auch Gott nicht denken.“ Die beiden Alten begaben sich nach der Hütte. Die Frau trat

ein, der Mann blieb auf der Straße. Er hörte jemand in der Nähe weinen und sah sich um, wer es wohl sein könnte. Da kam vom Hofe her ein Jüngling, der ganz nackt war und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, durch die die Tränen flossen.

„Wer bist du, Jüngling, und warum weinst du?“

„Gott hat mich gestraft — und ich muß weinen.“

Der Alte fand Gefallen an dem schönen Jüngling. Er bebauerte ihn und sprach die tröstenden Worte: „Gott hat gestraft, Gott wird auch wieder vergeben, komm zu mir.“ Der Jüngling fiel zur Erde. In einen Winkel sich zurückziehend, nahm der Alte seinen Kittel ab, seine Strümpfe, reichte sie dann dem Jüngling hin und sprach: „Ein Mensch hilft dem andern. Hier hast du etwas, um deine Blöße zu bedecken, Gott wird es mir und meiner Alten lohnen. Erst will ich dich noch sättigen und dann dich austragen. Der Jüngling beugte sich tief vor dem Alten, legte die Kleider an, die ihm ganz genau paßten, und ging mit seinem Wohltäter die Straße herunter. Inzwischen kam auch die Alte aus der Hütte heraus. Sie sah den schönen Jüngling im Kittel des Mannes und wagte nicht zu fragen, wer er sei. So gingen alle drei nach Hause. Untenwegs erzählte die Alte, daß die Fischersfrau gestorben war, und daß die Waisen sich der verwaisten Sänglinge angenommen haben.

Der Gast bekam in der Hütte des Schusters ein Wendebett und eine Lagerstätte, die er bald aufsuchte. Die Alte machte ihrem Manne Vorwürfe, aber nicht etwa, weil er einen Fremden ins Haus gebracht hatte, sondern weil er ihm sein neues Hemd gegeben hatte, während doch eins von den alten dafür verwendet werden könnte!

Am folgenden Morgen fragte der Alte den Gast: „Wie heißt du . . . und kannst du Schuhe zerschneiden und nähen. . . ?“ „Michael heißt ich; genäh habe ich noch nicht, aber ich lerne es wohl, wenn es mir gezeigt wird! . . .“ war die Antwort.

Der Alte gab ihm Arbeit, unterwies ihn und behielt ihn als Gehilfen. Michael dankte diese Güte dadurch, daß er alles sehr schnell erfaßte, immer zufrieden und fleißig war. Am Sonntag ging er zum Gottesdienst, und wenn er heimkam, saß er ganz still da. So lebte er zehn Jahre lang bei dem Schuster, als er eines Tages durchs Fenster schauernd lächelte beim Anblick einer reichen Witwe, die zwei kleine Mädchen, die sich sehr ähneln saßen, an den Händen führte. An demselben Tage kam auch ein Herr und bestellte Stiefel, indem er sagte:

„Mache mir die Stiefel so fest, daß sie ein Jahr halten, ohne zu zerreißen und die Form zu verlieren. Es kommt mir nicht auf den Preis an, und wenn ich nach einem Jahr zufrieden bin, so beauftrage ich einen weiteren Auftrag.“

Der Meister wandte sich an Michael und schärfte ihm ein: „Nähe nur recht fest, Michael, sieh zu, daß der Herr mit uns zufrieden ist.“

Michael nickte mit dem Kopfe, lächelte und sagte nichts. Der Schuster schnitt das Leder zu, wie es sich für seine Herrenstiefel gehörte. Michael legte das Material aber ganz anders zusammen und nähte es nur mit einer Naht zusammen, wie für einen Toten. Ein Diener von dem Herrn kam und sprach:

„Die Stiefel sind wohl schon fertig, die mein Herr bestellte, aber er ist soeben gestorben und wir brauchen nur Totenschuhe.“ Michael stand auf und reichte ihm die Totenschuhe hin.

Der Alte wurde nachdenklich und sagte beim Schlafengehen zu seiner Frau: „Weißt du, Michael ist kein gewöhnlicher Mensch. Jetzt lebt er schon zehn Jahre bei uns, wir haben nur Gutes von ihm gehabt, und jetzt hat er sogar den Tod eines vornehmen Herrn ererbt. Wir sind alte Leute, wollen wir ihn als Sohn annehmen und ihm alles, was wir haben, dereinst überlassen?“ „Das hat er verdient,“ erwiderte die Alte.

Michael sah in seiner Eile und lächelte. Der Alte ging am nächsten Sonntag mit ihm zum Gottesdienst und sagte: „Du hast Gutes von uns gehabt, wir aber noch mehr von dir, wir haben beschlossen, dich als Sohn anzuerkennen, und nun erzähle mir, wes Stammes du bist.“

„Vielen Dank, Großväterchen, für alle deine guten Worte,“ entgegnete Michael, ohne weiter etwas zu äußern. Sowie sie in der Kirche angelangt waren, stellte sich der Alte in der Vorhalle auf, Michael aber ging zu dem Sängerkor und sang so laut und herrlich, daß seine Stimme die Kirche erfüllte, die Wände zittern machte und Leute so ergriff, daß sie in die Knie saßen. Die Kuppel des Gotteshauses öffnete sich, und als bestäubelter Erzengel erhob sich Michael in den Himmel.

Der Alte schlief in dieser Nacht fest und träumte von Michael. „Bist du es, Michael?“ fragte er ihn und bekam die Antwort: „Ja, Großväterchen, ich bin ein Engel. Gott hatte mich nach einer Seele geschickt und gesagt, man könne ohne Vater und Mutter leben, aber nicht ohne die Gnade Gottes. Ich glaubte ihm nicht und bebauerte die Waisen, die der Mutter beraubt werden sollten. So wurde ich bestraft und blieb zehn Jahre auf der Erde. Besser als bei der Mutter wußten die Waisen auf, wie ich sah, und Gott hat mir verziehen, und ich wurde wieder ein Engel. Daher erriet ich, daß der Herr sterben würde, der die hohen Stiefel bestellte. An demselben Tage, als sich der Himmel mir wieder öffnete, wolltest du mich zu deinem Sohne machen. Wurde nie gegen Gott, denke an keinen anderen Gott und setze deine Hoffnung nicht auf den Reichtum. Lebe mit Gott, und mit Gott wirst du sterben!“

Bücherlisch.

- Jan Friedrich. Der Roman eines Staatsmannes von Kurt Martens. Verlag von Grethlein & Co., Leipzig. 1916. Geheftet M. 4,50, gebunden M. 6,-. Das neueste Werk von Kurt Martens behandelt das tragische Geschick des dänischen Staatsmannes Johann Friedrich Struensee, der als geborener Deutscher und seine deutsche Gefinnung nie verleugnend vom einfachen, verborgenen lebenden Bürger zum allmächtigen Leiter des Königreichs aufstieg, schließlich aber als Opfer seiner großzügigen Ideen den Rabalen seiner Widersacher zum Opfer fiel. Also ein Roman, zugleich ein Charakter-Roman großen Stiles, und als historisch-politischer Roman der Stimmung unserer Zeit nicht fremd. Der psychologische Scharfblick, die dichterische Gesamtstimmung, der klare, gepflegte Stil des Verfassers verleugnet sich auch diesmal nicht. Was aber den Roman „Jan Friedrich“ besonders auszeichnet und ihn auch weiteren Kreisen zuführen wird, ist die reichgegliederte äußere Handlung, die sich mit den intimen Reizen der Darstellung, namentlich in der Wiedergabe der zierlichen und verderbten Hofsofa-Kultur zu einem starken, rein künstlerischen Gesamteindruck eint.

- Die Tasse des Königs. Eine Jungmädchen- und Kleinstadtgeschichte von Josephine Siebe. Mit Bildern von Arthur Scheiner. Preis M. 3,50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

- Der Mensch vor 100 000 Jahren ist Gegenstand eines reich illustrierten Werkes, das der bekannte Urzeitforscher Dr. O. Hauser im Januar bei H. A. Brodhans in Leipzig erscheinen läßt. Der Verfasser wurde bei Kriegsausbruch aus Frankreich mit barbarischer Rücksichtslosigkeit vertrieben, und hat während der erzwungenen Muße die epochemachenden Ergebnisse einer 25jährigen Forschertätigkeit in diesem nach Schreidart und Preis (3 M.) durchaus vollständigen Buche anjammengestellt.

- Das Schauspielbuch. Ein Führer durch den modernen Theaterplan. Von Dr. Rudolf Krauß. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. 8.-10. Tausend. Mit 36 Bildnissen. Fein gebunden Mark 3,50. (Muth'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) Allen Theaterfreunden, die sich über das moderne Drama unterrichten wollen, wird mit dem „Schauspielbuch“ ein empfehlenswerter Begleiter durch die weitestgehenden Bühnenstücke der Gegenwart dargeboten. Im ganzen sind 93 Stücke von 39 in- und ausländischen Bühnendichtern behandelt. Diese folgen in alphabetischer Ordnung. Am dem Theaterbesucher einen guten Einblick zu bieten, wird der Inhalt des einzelnen Schauspiels Alt für Alt erzählt, daran reiht der Verfasser ein kurzes kritisches Urteil. Der Leser gewinnt auf diese Weise einen sicheren Ueberblick über unsere zeitgenössische Bühnendichtung. Der 400 Seiten starke, schmuck ausgestattete Band ist auch für Geschenkzwecke gut geeignet.

- A. v. Gleichen-Ruhwurm. Die Schönheit. Ein Buch der Sehnsucht. Stuttgart. Verlag von Julius Hoffmann. (Geheftet 6 M.) Sehnsucht! In diesem Wort drückt sich die allen gemeinsame gewaltige Stimmung des Tages aus. Sehnsucht nach abgeklärter Ruhe, in der wir uns wieder mit Kunst und Wissenschaft beschäftigen und die Wunden heilen können, die der grausame Krieg so vielen der Unieren geschlagen hat. Nicht auf Güter und Genüsse, die in welchem Wettstreit andern abgejagt werden müssen, wollen wir unser Sehnen richten; es zielt auf ein Wunderland, das jeder unbegrenzt und unangefochten besitzen kann, auf das Reich der Schönheit! — Schönheit! Der bezaubernde Klang, die leuchtenden Vorstellungsbilder, die tiefen, lockenden Zusammenhänge, die von ihr ausgehen, haben von jeher alles hohe geistige Streben auf sie hingelenkt. Indem es der Autor unternimmt, uns darzulegen, was die Weisen und Dichter aller Zeiten und aller Völker unter Schönheit verstanden, und wie sie die Strahlen dieser Sonne auf Denken, Fühlen und Leben hinkleiteten, gibt er das Anziehendste und für unser inneres Leben Wertvollste aus der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit. Hier sind die reichsten Schätze, die edelsten Kostbarkeiten gesammelt, und zwar mit völliger Beherrschung des einzelnen und der Uebersicht, mit der reizvollsten Anordnung und inneren Verbindung, mit der Kunst, das Schwierigste einfach, klar und schön darzustellen. Was aber der bedeutenden Stoffmasse Leben und Farbe verleiht, das ist vor allem, daß sie nicht nur zusammengetragen, sondern aus dem innern Erleben des Verfassers heraus zu künstlerischer Einheit und Eigenart gehalten ist. Selbst für den Kenner wie viele frische Eindrücke, neue Seiten, willkommene Anregungen! Das geistig-sittliche Leben und die Kulturformen der verschiedenen Zeitalter erscheinen wie in einem alles einzelne aufhellenden und klärenden Lichte. An den Höhepunkten entwickelt die Darstellung solch strahlenden Glanz und durchdringende Wärme, daß sie dem Leser Stunden des edelsten geistigen Genusses und wahrer Erhebung verschafft.

- Zwischen Kämpfen und Wunden. Kriegserlebnisse eines Marineartees an der Westfront und auf hoher See. (Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. Preis des Taschenbandes M. 1,20, Pocke 10 Pfg.) Es ist etwas Neues: Der Arzt spricht zu uns, der Arzt, der eben im Kriege zwischen Kämpfen und Wunden steht, der nicht nur den jubelnden, heißen Sturmangriff erlebt, sondern an den auch menschlich stärkste Dramatik

herantritt. Das innere Erleben des Krieges steht voran; lobende Begeisterung und stille Einkehr, soldatischer Stolz und menschliches Empfinden. Fröhlich plaudert der Arzt von den Kaiserlichen Blaujácen in Flandern, die er 14 Monate von den Belagerungskämpfen vor Antwerpen bis zum Trommelfeuer von Neuport begleitet hat. Claus Bergen, der bekannte Marinemaler, schuf den Buchschmuck.

- Im Siegessturm von Lüttich an die Marne. Erlebnisse eines Mittkämpfers aus den ersten Wochen des Weltkrieges. Von Oberleutnant Dr. P. Vobrisky. 200 Seiten mit sechs Kartenskizzen. Gebunden M. 3,40. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

- Im Unterseeboot und andere selbgraue Geschichten. Erzählt von Lehrern und Fremden der Jugend. Mit Bildern von Professor Franz Kienmayer. Geb. 3,50 Mark. Verlag von A. Anton & Co., Leipzig und Berlin.

- Die blinde Pesse! Unter diesem Titel ist im Verlag von Karl Hey, Buchhandlung, Nachfolger Alfred Hofer, Darmstadt, eine Sammlung reizvoller Kriegsgedichte in unserer Mundart erschienen, die einen alten Pessen-Darinskädder, den in Danaburger Staatsdiensten stehenden Baurat F. Lang zum Verfasser hat. — Es ist erstaunlich, wie der Verfasser, der fast 25 Jahre von seiner engeren Heimat abwesend ist, nicht nur den heimischen Dialekt als solchen meisterlich beherrscht, sondern in gleicher Weise auch die Gefühl- und Denkweise der heftigen Volksseele in ihrer kräftigen, urwüchsigsten Form und Ausdrucksweise zu schildern versteht. Nur ausgeprägtes starkes Heimatgefühl und tief wurzelnde Vaterlandsliebe vermag so zu reden, wie es der Verfasser tut. Der gewählte Titel: Die „blinde Pesse“, ein Ausdruck, der nach vollständiger Deutung vom „blind drauf los gehen“ herrührt, findet in einem einleitenden Gedichtchen eine sehr schöne Aufklärung, so daß wohl die Absicht des Verfassers, den heiteren Spitznamen zum Ehrennamen zu stampeln, sicherlich als wohl gelungen bezeichnet werden muß. Dr. S. — Das Büchlein ist auch durch jede Buchhandlung zum Preise von 1,- Mark leicht kartoniert, und fest kartoniert 1,25 M. zu beziehen.

- „Und dann wird es Friede sein!“ Unter diesem Titel erschien soeben in Albert Muer's Musikverlag, Stuttgart, eine Reihe von 7 neuen Vaterlands- und Soldatenliedern, vertont von Hugo Salt (Lyrik von Hans Trobach). Preis M. 1,50. Unter der Hut von Kriegsliedern, welche die gegenwärtige stark bewegte Zeit hervorgerufen hat, verdienen diese neuen Lieder durch ihre kernigen Worte und volkstümlichen, eingänglichen und erwidmenden Melodien, gestützt von einer leichten, harmonisch wohlklingenden Klavierbegleitung, besonders hervorgehoben zu werden.

- Bongs illustrierte Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild“. 103.-105. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

- Grote'scher illustrierter Weihnachts-Almanach 1916. 64 S. 8°. Kostenlos. (Verlag G. Grote, Berlin.) — Mit dem Herannahen der Weihnachtszeit pflegt auch der seit 1879 alljährlich erscheinende Grote'sche illustrierte Weihnachts-Almanach, ein beliebter und bewährter Ratgeber für Bücherkäufe, pünktlich zur Stelle zu sein. Trotz der jetzigen Schwierigkeiten und Preissteigerungen ist er auch dieses Jahr in hübscher Ausstattung erschienen und vom Verlage kostenlos zu beziehen.

- Eichendorff: Das Schloß Durande, Gedichte. Nr. 49 der „Weltliteratur“, die im gleichnamigen Verlage in München 2, Fürberggraben 24, erscheint und zum Preise von 10 Pfg. jeden Samstag ein Werk der besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker bringt.

- Heinrich Bralle: Flechtarbeiten. Aus Papier: Flächenmuster, Umschlungen von Körben und zylindrischen Holzformen. — Aus Leddröhre: Allerhand Spielzeuge, Unterfälle und Körbe. — Aus Wickelrohr: Reifenspieler, Körbe und Schalen. — Aus Bast: Unterfälle, Schalen, Taschen und Schuhe. Mit 32 Abbildungen auf 16 Tafeln und 134 schematischen Zeichnungen. Gebunden Mark 2,50. Verlag von V. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 1916.

Ergänzungsrätsel.

M. r. v. r. ä. . s. f. . sch. n. f. . i. d. . B. . d.,
D. r. f. . h. . n. ch. . . ü. e. f. . n.;
. i. . w. r. . b. sch. . d. n. . ei. . G. sch. d.,
D. ch. f. lb. . . k. n. . t. u. . l. n. . !

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

D
D i s
B u c h e
D i e k e n s
S t e r u
U n g
s